

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 201 (1922)

Artikel: Hans Urech : Erzählung
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

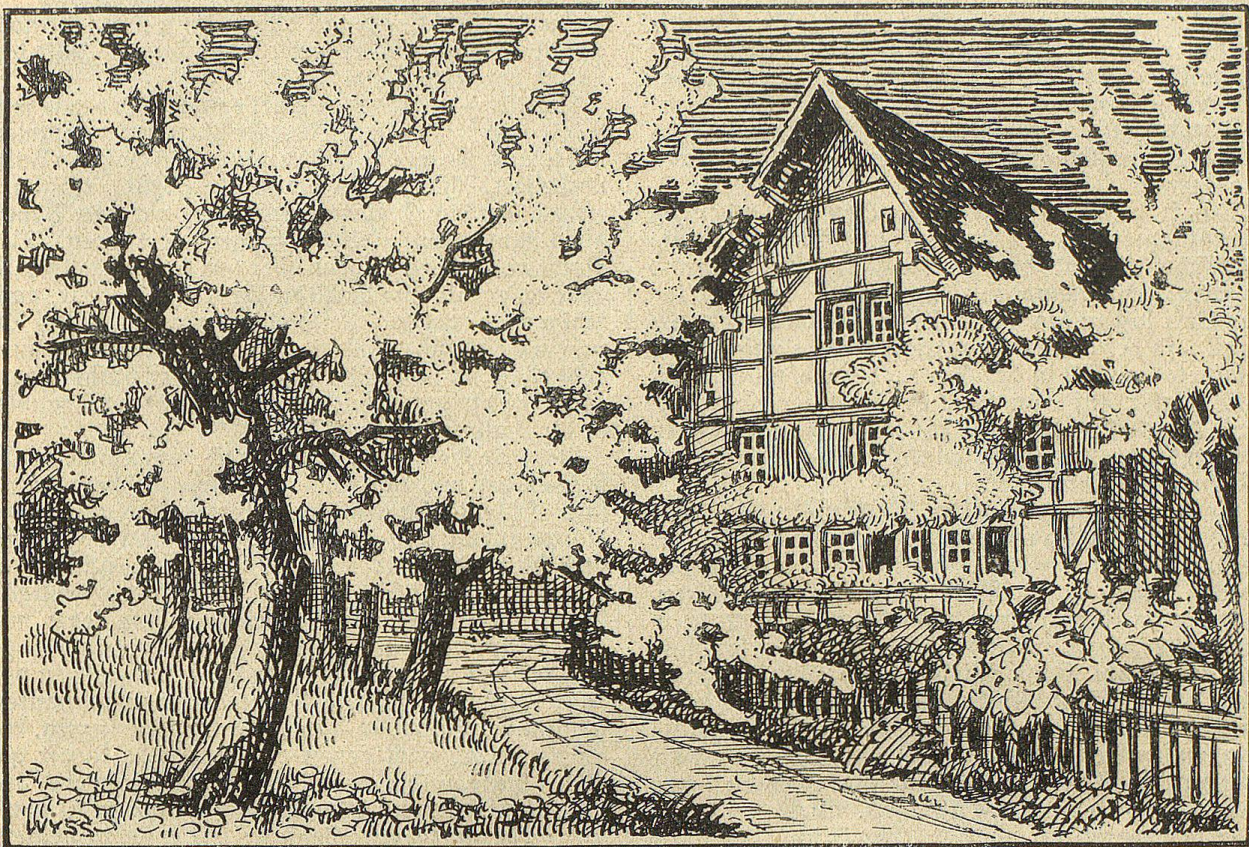
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hans Urech.

Erzählung von Jakob Böhmer.

Mein Vater hatte ein Bauerngut auf einem einsamen Hof gekauft, und wir zogen an einem Frühlingmorgen, da das ganze Land in Blüthe stand, in die neue Heimat ein. Unsere Habe war auf Leiterwagen geladen, wir Kinder saßen oben drauf und mußten uns zuweilen ducken, um von den blühenden Ästen der Bäume, unter denen wir durchfuhren, nicht herabgewischt zu werden. Es war eine festliche Fahrt.

Als wir auf dem Hof ankamen, fanden wir eine große Verwirrung vor, der alte Besitzer war eben daran, uns den Platz zu räumen, und trug mit seinen Leuten Betten, Tische, Schränke, Fässer und allerlei Geschirr und Gerät hastig wie bei einer Feuersbrunst aus dem Hause. Ich sah dem Treiben mit kindlicher Neugier zu und trat in das Haus ein, damit mir von dem Hantieren ja nichts entgehe. Da fiel mir in der Wohnstube etwas in die Augen, was mich alles andere vergessen ließ und mich fest bannte. Es war ein alter Mann, der auf der Ofenbank saß und still vor sich hinweinte. Die Tränen flossen ihm langsam über die Backen in seinen langen, schneeweißen Bart, in dem sie sich verbargen, als schämten sie sich. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich wagte nicht mich zu rühren, ich erwartete, der Greis werde mich bemerken, zornig werden und mich schel-

ten; aber er sah mich nicht, er sah überhaupt nichts, er mußte sinnen, seine Augen mußten weinen, und das war genug für sie, wie hätten sie mich sehen können!

Als das Haus geräumt und die Habe verladen war, kam der Sohn des Alten hereingestapft und sagte in barschem Ton: „So, Vater, wir gehn jetzt! Komm!“

Der Angeredete blickte wie aus einem Traum erwachend auf, sah sich noch einmal lange in der Stube um und schritt dann unsicher hinaus. Seine Hand glitt zitternd dem Fenstergesims entlang, über den Wandschrank und das Uhrgehäuse hin der Türe zu. „Behüt dich Gott, mein Haus, vor Feuer und Wasser und Blitz“, sagte er auf der Schwelle, „der alte Hans Urech muß nun gehn“.

Er war in dem Haus geboren, groß und alt geworden, hatte darin viel Leid, aber auch viel Glück erfahren und mußte es nun verlassen und mit einer engen Mietwohnung in der Stadt vertauschen; statt seines weiten sonnigen Hofes, sollte er nun täglich eine dumpfe enge Gasse vor Augen haben, nichts konnte er mehr sein eigen nennen, als etwa den Tisch, an dem er aß und das Bett, worin er schlief. Das brach ihm schier das Herz.

Vor dem Hause stieß er auf meinen Vater. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Wünsch Glück!“

du bekommst einen guten Hof. Ich hätte ihn nie verlassen, aber dem Jungen ist es zu wohl geworden, da will er Veränderung. Veränderung wird es nun wohl geben“.

Damit ging er. Man hob ihn auf einen Wagen und bald verschwand er mit dem Zug hinter den Bäumen.

Das Jahr darauf, fast zur gleichen Zeit, an einem Sonntagmorgen, als der Hof im schönsten Frühlingschmuck stand, die Bäume sich im Knospen und Blühen nicht genug tun konnten, in den Matten der Saft fast zu den Blättern und Stengeln herausquoll und der Buchenwald im jungen Laub festlich leuchtete und sich in der Sonne dehnte, erschien der Alte wieder auf dem Hof, in schwarzem Gewand, wohl dem besten, das er besaß, und mit einer breiten Schirmkappe, die ihren dunkeln Schatten bis auf seinen Bart hinabwarf.

Er mochte von dem weiten Wege müde sein. Auf dem Rain, der sich wie eine Welle über den Hof erhebt, setzte er sich nieder, schob seine Kappe in den Nacken und ließ den Blick lange über die Wiesen und Acker, die Bäume und Hausgiebel streifen. Endlich erhob er sich und durchschritt dann langsam das ganze Gut. Keine Wiese, keinen Fleck Ackerland, nicht den ärmsten Winkel vergaß er. Die Bäume begrüßte er wie gute Bekannte, berührte ihre herabhängenden Äste, wie man sich unter Menschen die Hand reicht, streichelte die Stämme, wie man einem lieben Kinde die Wange streichelt. Viele von diesen Bäumen waren ja wirklich seine Kinder, er hatte die Wildlinge in Wald und Hag gesucht, sie in guten Boden verpflanzt und edle Reiser darauf gepfropft. Andere stammten von seinem Vater, einige von seinem Großvater her. Mußte er da nicht alle kennen und lieb haben, rein lebendige, beseelte Wesen, mußte er nicht im Frühling schon wissen, wie die Frucht eines jeden im Herbst aussehen und schmecken würde? Er wußte auf 20 Jahre zurück, wie die Bäume geblüht und getragen hatten.

In der Wiese pflückte er ein paar Blumen, roch daran und steckte sie mit kindlicher Freude und mit Wohlgefallen ins Knopfloch, wie zu der Zeit, da er dem warmen Licht und Hauch der Jugendzeit noch nahe war. Die Blumen, die er wählte, mochten die nämlichen sein, die einst dem Knaben besonders gefallen und von denen seine kleinen Kinderhände manchmal ein Büschel der Mutter gebracht hatten, damit sie auch daran röche und ihre Farben und ihren Glanz bewundere. Auch am Bache blieb er stehen, und der alte Mann ließ es sich nicht verdrießen, im Wasser behutsam ein paar Steine aufzuheben, um zu sehen, ob noch Krebse darunter hausten wie einst. Richtig da faßte er einen, ehe er sich davon schnellen konnte. Er ließ sich von den Scheren den Daumen klemmen und mußte in den Bart lachen, weil sich das geängstigte Tierchen gegen die harte, schwielige Haut abmühte, ohne wehe tun zu können. Sorgsam übergab er die Beute dem Wasser wieder. Das war der Unterschied gegen damals: als Knabe hatte er die Krebse nach Hause getragen, und die Mutter hatte sie in Mehl und Butter

gebacken. Der Geschmack davon kann ihm jetzt noch auf die Zunge, und er sagte sich erstaunt: „Wie der Mund ein Gedächtnis hat!“

Nun stieg er zum Rebhügel empor. Der war sein Stolz und seine alte Liebe. Er hatte ihn zusammen mit seinem Vater angepflanzt und von Jahr zu Jahr verbessert, schlechte Rebstöcke durch gute, tragbare ersetzt, feuchte Stellen entwässert, wo der Boden allzu mager war, fette Erde herbeigefahren. Der Nachbar hatte anfänglich über den Versuch gelächelt, aber da er sah, wie wohl die Arbeit sich lohnte, nach einigen Jahren das Beispiel nachgeahmt, so daß sich nun ein stattlicher Wingert an der Berghalde ausdehnte. „Ich möcht ihn sehen, wenn er blüht“, sagte er für sich hin und schien den feinen Duft der Trauben in die Nase zu ziehen.

Vom Rebberg stieg Hans Urech zum Buchenwald hinauf, der wie eine schmutze Krüze auf dem Hügel saß. Er setzte sich am Rand nieder, schob wieder die Kappe zurück und sah hinab. Der ganze Hof lag nun blühend unter seinen Blicken, die Häuser im Obstbaumwald, die Wiesen in bunten, welligen Flächen, die Acker in langen Streifen, jeder mit seiner besonderen Anpflanzung, die das geübte Auge von weitem unterschied. Und dahinter weit in der Ferne erhoben sich die Schneeberge und schauten seltsam verträumt in das stille Tälchen herein, die Schneeberge, nach denen er als Knabe so oft geschaut hatte, und die ihm immer noch wie eine andere Welt, wie ein Wunderland zwischen Himmel und Erde vorkamen; denn er hatte sie in seinem langen Leben nie aus der Nähe gesehen. Wie er so saß und Licht, farbige Flächen, weiche und harte Linien in seine Augen einziehen ließ, da fühlte er noch stärker als sonst, was ihm der Hof war, wie viel er an ihm verloren hatte, und sagte langsam vor sich hin: „Das ist meine Heimat und doch nicht meine Heimat, ich bin wie ein Baum, den der Wind aus dem Boden gerissen hat“.

Er legte die Hand krampfhaft über die Augen, erhob sich aber dann mit einem Ruck und ging schneller, als er gekommen war, er mußte Menschen sehen, er mußte sprechen, er fühlte, daß ihm so allein das Herz immer schwerer wurde. Er stieg in den Hof hinab und klopfte an unsere Stubentüre. Man hieß ihn willkommen, stellte ihm zu essen und zu trinken vor, und er ließ es sich schmecken. Dann begann er vom Hofe zu sprechen und Räte zu erteilen: „Du wirst sehen, wie die Bäume im Herbst tragen werden; vergiß nicht, sie bei Zeiten zu stützen, ein gebrochener Ast ist für einen Baum, wie für uns ein lahmer Arm! Die Reben müßt ihr nächstes Jahr kürzer schneiden, sie verlangen hier oben eine andere Behandlung, als unten im Tal“. So ging es Stunden lang. Es war ein zu Herzen gehendes heiteres Geplauder; aus jedem Wort sprach die Anhänglichkeit an das Haus, in dem wir saßen, die Liebe zu dem Boden, auf dem das Haus stand, die Teilnahme an allem, was auf diesem Boden blühte und reifte, wuchs und lebte und verging. Ich glaube, von diesem Tag an betrachteten wir alle den Hof mit andern Augen als zuvor. Gegen Abend erhob

sich Hans Urech und Schritt heiter, wie einer, der einen guten Tag erlebt hat, davon.

„Komm' wieder, wenn's Dich freut!“ rief ihm mein Vater nach. Und er kam wieder, im folgenden Jahr, zur nämlichen Jahreszeit, und so noch eine Reihe von Jahren. Die Besuche verliefen einer wie der andere. Den ersten Ueberblick genoss der Alte oben am Rain, den letzten am Waldrand über den Reben, und dazwischen zog sich eine Zickzackwanderung durch Felder und Wiesen, von Baum zu Baum, durch Flurwege und Scheidefurchen, dem Bach und den Hägen nach.

Einmal aber erschien Hans Urech zu unserer Verwunderung im Herbst, als das Laub schon braun geworden war und zu fallen begann. Bis jetzt war er aufrecht geblieben, nun hatte sich sein Rücken gebeugt, er schien seit dem Frühjahr kleiner und zehn Jahre älter geworden zu sein. Gegen seine Gewohnheit trat er gleich zu uns in die Stube und statt wie sonst zu plaudern, saß er wortkarg und mißmutig da. Man sah es ihm an, er drehte etwas in seinem alten Kopf herum und scheute sich, es herauszusagen. Endlich aber entschloß er sich doch: „Ich kam eigentlich“, begann er, „um von Euch und dem Hof Abschied zu nehmen, für immer diesmal. Mein Rudolf geht nach Amerika, das hat ihm sein Tochtermann, der Welti, so eingeredet. In acht Tagen ist Abreise, und ich alter Mann soll mit übers Meer, in ein Land, wo man ganz anders reden soll als wir, wo's noch Wilde und weder Weg noch Steg gibt. Was sagt Ihr dazu? Womit hab ich's verdient, daß ich diese Reise vor der andern großen noch machen muß?“ Er hielt inne und schien ein tröstliches Wort zu erwarten. Aber wir alle dachten nur daß eine: „Welch eine Sünde, den achzigjährigen Mann über's Meer zu schleppen, nachdem man ihn schon vom Land in die Stadt geschleppt hat!“ und das konnten wir ihm doch nicht sagen.

Da sich von uns niemand zum Sprechen entschloß, fuhr er weiter: „Also ich kam, um Euch adie zu sagen; aber da ist mir unterwegs etwas eingefallen, und nun muß ich sehen, wie ich's bei Euch anbringe.“

Aber er sprach es nicht aus, seine Augen hefteten sich auf den Tisch, man sah, wenn es wieder in seinem Kopf arbeitete, wenn sich etwas darin drehte und wälzte und krümmte, den Ausweg suchte und die Lippen nicht fand. Seine Stirne bedeckte sich mit Schweiß, er sank in sich zusammen, und auf einmal bebte es um seinen Mund, seine Augen schlossen sich und zwischen den beiden drängte sich das Wasser hervor und schlich schein über die Wangen in den Bart, wie das erste mal, da ich ihn sah. „Es ist ein Elend, wenn einem das in alten Tagen noch begegnet,“ schluchzte er.

Es war ein Jammer, den ehrlichen Alten so zu sehen. Wir waren alle ganz ergriffen, und mein Vater, der seine Gedanken nun erraten hatte, sagte mit dem Tone der Selbstverständlichkeit: „Du hast fragen wollen, ob Du hier bleiben dürftest. Freilich kannst Du das, Hans Urech, so bald du willst, uns

kann es ja nur lieb sein. Schau, wie lang unser Tisch ist!“

Da sah man, wie dem Greis eine Last von der Seele fiel. Er stand am Tische auf, streckte zuerst meinem Vater und darauf meiner Mutter und jedem von uns die Hand entgegen, deren Druck mir hart, wie von Holz vorkam. „Ihr sollt es nicht bereuen,“ wiederholte er drei, vier Mal, indem er von einem zum andern ging.

Und wir hatten es nicht zu bereuen. Schwere Arbeit konnte Hans Urech ja nicht mehr verrichten und man mutete ihm nicht einmal leichte zu. Aber es war doch, als ob mit ihm eine neue Kraft ins Haus gekommen wäre, als ob alles, was er anschaute und berührte, besser gedeihe als sonst, als ob das Gras unter seinen Füßen wüchse und das Korn unter seinen Blicken schwerer würde. Auf einem großen Hof sind eben zwei treue, erfahrene Augen mehr wert, als zwei starke Hände.

Für uns Kinder war Hans Urech wie ein sprechendes Buch. Es gab keinen Baum, keinen Strauch, kein Gras und kein Kraut, das er nicht kannte, er hatte ihnen alle Eigenschaften abgelauscht, und redete von ihnen, wie von Menschen, sprach von ihren Tugenden und Fehlern, ihrer Genügsamkeit oder Behaglichkeit, ihren Dank und Undank, ihren Krankheiten und deren Bekämpfung. Alle Bauernregeln und Wetterzeichen waren ihm geläufig. Die Vögel kannte er an ihrem Flug und Pfliff und von den Waldameisen wußte er uns ganze Wunder zu berichten. Jetzt noch denke ich oft dankbar an ihn, wenn ich durch den Wald streife und dessen Laute verstehe wie menschliche Sprache. Auch eine Philosophie hatte er. Bei Tag sagte er: „Es ist doch gut zwischen der Erde und der Sonne!“ und bei Nacht: „Es ist doch gut zwischen der Erde und den Sternen!“ „Geh nie vom Hof weg,“ hatte mir Hans Urech oft geraten, „Du findest ja doch nichts Besseres!“ Ich habe seinen Rat nicht befolgt, aber wie ich den Alten einst Blumen vom Hofe pflücken sah, so tue auch ich jetzt zuweilen, will ich mir einen hübschen Strauß binden, so hole ich ihn aus meinem Jugendingarten und freue mich wie ein Kind, indem ich ihn zusammensuche.

Eines Morgens war Hans Urech nicht mehr da, über Nacht war er erloschen, ohne vorher krank gewesen zu sein, und man trug ihn hinab in den Kirchhof seiner Heimat. Es machte uns lange traurig, seinen langamen Schritt nirgends mehr zu hören, dem guten Leuchten seiner Augen nirgends mehr zu begegnen, wir fühlten daß ein treuer Geist und viel Liebe von uns gegangen waren.

Bald darauf, als ich einmal in die weißen Frühlingswolken schaute, entdeckte ich darin etwas wie menschliche Züge, sie kamen mir bekannt vor, und wie ich genauer hinsah, da wurde das Wolkenbild immer deutlicher und auf mich blickte Hans Urechs Gesicht herab. Es schwebte eine kurze Weile freundlich über den blühenden Hof und zerfloß dann in Blau. Seither habe ich den Alten noch oft in den Wolken gesucht.